

Stephan Habscheid (Siegen)

Handeln in Praxis.

Hinter- und Untergründe situierter sprachlicher Bedeutungskonstitution

Abstract: Wer sprachliche zu kommunikativen Praktiken in Beziehung setzt, muss bekanntlich dem Umstand Rechnung tragen, dass die zur Bedeutungskonstitution gebrauchten sprachlichen Ressourcen semantisch und pragmatisch weit unbestimmter sind als die Bedeutungen, die an Interaktionsprozessen Beteiligte Äußerungen zuschreiben, die (u.a.) auf der Verwendung dieser sprachlichen Symbole beruhen. Fragt man vor diesem Hintergrund danach, wie die Kluft zwischen Sprache und Kommunikation in der Verständigung und Kooperation geschlossen wird, so kommen Probleme ins Blickfeld, die in der theoretischen Linguistik bislang in erster Linie auf *handlungslogischer* Grundlage bearbeitet werden. Der gegenwärtige „Practice turn“ bezieht seine Legitimation aus einer Kritik an (bestimmten) handlungstheoretischen Positionen, die individuelle (Zweck-)Rationalität bzw. konventionell geteiltes (Regel-)Wissen – modellhaft – als hinreichende Voraussetzungen menschlicher Kommunikation begreifen. Dagegen gehen (bestimmte) Praxistheorien von der Annahme aus, dass Sozialität basal in einer interaktionalen „Infrastruktur“ (Schegloff 2012) gründet, auf deren Basis durch *sprachliches und praktisches Tun* in Verbindung mit komplexen *kulturellen Verstehenshintergründen* (Schatzki 2002) kommunikativer Sinn gleichermaßen reproduktiv wie stets dynamisch hergestellt wird. Der vorliegende Beitrag erprobt anhand von Daten aus einem laufenden DFG-Projekt über Foyer-Gespräche im Theater – speziell im Blick auf Bewertungen – die methodische Reichweite handlungslogischer und praxeologischer Herangehensweisen und erörtert im Kontext der linguistischen Pragmatik ihr Verhältnis zueinander.

Wenn in der Linguistik das Ziel verfolgt wird, ausgehend vom Gesagten den kommunikativen Sinn sprachlicher Äußerungen zu rekonstruieren, bilden häufig handlungslogische Konzepte die Grundlage. Ich möchte zu Beginn meines Beitrags anhand eines Beispiels vorführen, wie weit man damit kommen kann – und das ist durchaus ein ganzes Stück weit. Komplementär dazu soll es dann aber vor allem um die Frage gehen, welche Begrenzungen und Desiderate eine solche Betrachtung in der Perspektive der gegenwärtigen Praxistheorie(n) aufweist.

Im Anschluss werde ich – die theoretischen Überlegungen des ersten Abschnitts begrifflich verdichtend und schärfend – versuchen, mein Verständnis von *Praktiken, kommunikativen Praktiken* und *sprachlichen Praktiken* definitio-

risch zu resümieren. In diesem Zusammenhang werde ich auch näher eingehen auf den interaktionistischen Aspekt einer linguistischen Erklärung und Rekonstruktion von Praxis, dem – weit über den Gegenstand der Gesprächsanalyse hinaus – grundlegende Bedeutung zukommt (Abschnitt 2). Im 3. Abschnitt möchte ich dann zur Veranschaulichung der theoretischen Überlegungen einen kleinen Einblick geben in ein aktuell laufendes Forschungsprojekt, in dem wir versuchen, auf praxistheoretischer und gesprächslinguistischer Basis zu klären, was man im Blick auf die Gegenwart unter dem sozialen Gebilde des ‚Publikums‘ verstehen kann. Genauer gesagt, befasst sich das Projekt mit Pausen- und anderen Foyer-Gesprächen im Theater.¹ Nachdem allgemeine theoretische Erträge bereits in Abschnitt 2 resümiert wurden, wird auf ein Fazit am Ende verzichtet. Der Text schließt mit einer Illustration des Nutzens der Praxistheorie für eine sozialtheoretisch geerdete Linguistik des Kulturellen.

1 Handeln

Bei meinem ersten, kleinen Beispiel handelt es sich um einen Ausschnitt aus einem längeren Gesprächssegment aus dem Foyergespräche-Projekt (vgl. Anhang). Wir befinden uns, soviel zur Situation, zunächst – noch – im Saal einer Spielstätte eines großen deutschen Theaters; es ist gerade die Vorstellung eines Stücks zu Ende gegangen, das sich mit dem Thema ‚Schönheitschirurgie‘ befasst. Die beiden am Gespräch beteiligten Frauen, Viktoria und Donata, gehen regel-

1 Das Projekt, das von Dr. Erika Linz (Universität Bonn) und mir geleitet wird, hat im April 2014 begonnen. Es hat eine Laufzeit von insgesamt zwei Jahren. Zu der erweiterten Arbeitsgruppe gehören neben studentischen Hilfskräften außerdem Eva Schlinkmann, M.A., Christine Hrnal, M.A., Dr. Jan Gerwinski, Mareike Hesse, M.A. und Marit Besthorn, M.A. Zu unseren externen Kooperationspartnern gehören das Schauspiel Köln und das Apollo-Theater Siegen. Außerdem arbeiten wir im Rahmen einer sogenannten „Datenspende“ mit dem IDS zusammen. Das heißt konkret: Soweit unsere Probandinnen und Probanden dem zustimmen, werden die Daten im Forschungs- und Lehrkorpus Gesprochenes Deutsch (FOLK) archiviert, im Gegenzug erhalten wir vom IDS Minimaltranskripte. Das hier in Form eines GAT2-Basistranskripts in Teilen dokumentierte und untersuchte Gespräch wurde auf der Basis eines IDS-Minimaltranskripts von Eva Schlinkmann transkribiert, von Jan Gerwinski korrigiert und für die Veröffentlichung in Textform bearbeitet und von Christine Hrnal zusätzlich korrigiert. Zu den GAT2-Konventionen vgl. Selting et al. (2009). Für die Mitarbeit bei der Datenerhebung und -aufbereitung sowie für Anregungen zur Analyse im Rahmen der gemeinsamen Projektarbeit danke ich allen Mitgliedern der erweiterten Arbeitsgruppe.

mäßig ins Theater. Sie haben im Rahmen unseres Projekts dieses Stück besucht und sich freundlicherweise bereit erklärt, ihre Interaktion selbst akustisch aufzuzeichnen. Die uns vorliegende Aufzeichnung dieses Gesprächs beginnt so:

Transkript 1: „Einzelapplaus“

001 Viktoria: so.
 002 Pause: (0.33)
 003 Viktoria: jetzt KOMM.
 004 Pause: (5.07)
 005 Donata: sollen wir noch mal RAUSgehn?
 006 Pause: (0.42)
 007 Donata: KOMM.
 008 Pause: (1.87)
 009 Viktoria: °hh OH mann- °hh
 010 Pause: (5.33)
 011 Viktoria: uah-
 012 Pause: (0.34)
 013 Donata: ich hätt ja gern noch
 014 EINzelapplaus.
 015 geHABT.
 016 Pause: (0.94)
 017 Donata: für diese einzelnen
 018 DARsteller?=da warn ja so_n
 019 paar wirklich S[(Uper)] ne?
 020 Viktoria: [ja_JA.]
 021 Pause: (2.54)

Ich konzentriere mich im Folgenden zunächst auf die Äußerung von Donata in Zeile 013 ff., sie sagt: „ich hätt ja gern noch EINzelapplaus. geHABT. (0.94) für diese einzelnen DARsteller?=da warn ja so_n paar wirklich SUpEr ne?“.² Wenn wir zunächst von der *sprachlichen* als Teil der kommunikativen Praxis ausgehen, dann können wir feststellen, dass im ersten Teil dieses Gesprächsschritts die Sprecherin ihren eigenen aktuellen Gemütszustand darstellt, der durch eine Art emotionale Defiziterfahrung charakterisiert wird: „ich hätt ja gern noch EINzelapplaus. geHABT [...]“. Im weiteren Verlauf des Turns bringt sie dann eine Einstel-

² Die Transkription an dieser Stelle ist etwas unsicher. Wichtige Hinweise zur Ermittlung der wahrscheinlichsten Lesart verdanke ich Christine Hrncał. Da das Ende von Donatas Beitrag durch ein laut und offen (eher wie engl. *yeah*) artikuliertes Hörsignal von Viktoria („ja_JA.“, Z. 020) überlappt wird, das in den Aufnahmen durch die Lautstärke im Vordergrund steht, kann bei flüchtigerem Hören der Eindruck entstehen, dass Donata nicht „SUpEr ne?“, sondern (sehr langgezogen) „SEH::r-“ sagt. Unser Transkript, das auf wiederholtem konzentrierten Hören in der Gruppe beruht, entspricht der ursprünglichen FOLK-Version, die am IDS erstellt wurde.

lung, die zuvor bereits impliziert war, zusätzlich explizit zum Ausdruck: „da warn ja so_n paar [Darsteller] wirklich SUpere ne?“.

Die pragmatische Struktur lässt sich mit Eckard Rolf (1997, S. 216 ff.) analysieren als expressiver Sprechakt, der in einem bestimmten Durchsetzungsmodus vollzogen wird:

- Der expressive Sprechakt besteht zunächst darin, „dass ein psychischer oder intentionaler Zustand“ in Bezug auf ein präsupponiertes Ereignis dargestellt und zugleich „eine entsprechende Einstellung“ hierzu „zum Ausdruck gebracht wird“ (ebd., S. 217). Expressive Sprechakte gehen also damit einher, dass *zumindest* implizit Bewertungen von Ereignissen zum Ausdruck gebracht werden. In diesem Fall handelt es sich um die Missbilligung³ des Umstands, dass der Einzelapplaus ausgeblieben ist, was den Standards der Sprecherin (ihrer Darstellung nach) zuwiderläuft.
- Darüber hinaus ist für die hier vorliegende Realisierung des expressiven Sprechakts charakteristisch, dass die Aufrichtigkeitsbedingung für diese Handlung – nämlich dass eine entsprechende emotionale Einstellung der Sprecherin tatsächlich vorliegt – nicht *nur* implizit bleibt. Sie spricht zwar nicht ausdrücklich über ihre Missbilligung der unangemessenen Publikumsreaktion, aber sie stellt, sozusagen komplementär hierzu, ihre eigene Einstellung zur Leistung der Schauspieler dar, die vom Publikum nicht angemessen gewürdigt wurde. Und sie markiert – durch die Partikel *ja* – diese Einstellung „als vom Hörer zu übernehmende Gewissheit“ (Hoffmann 2013, S. 406) und formal als Begründung (vgl. ebd.) für ihre Missbilligung der ausgebliebenen Publikumsreaktion.
- Das 2. Element des Turns kann zugleich als erläuternd und als persuasiv verstanden werden. Wie Rolf (1997) – nach meinem Dafürhalten überzeugend – darlegt, besteht die Illokution expressiver Sprechakte nämlich nicht allein in der Mitteilung eines Gemütszustands. Vielmehr stelle, so Rolf, das „Zum-Ausdruck-Bringen einer emotionalen Einstellung“ in solchen Fällen „die Art und Weise dar, in der ein auf die Gesamtbefindlichkeit des Adressaten abzielender regulativer Beeinflussungsversuch realisiert wird“ (ebd., S. 222). – Unter Bezug auf Michael Tomasello (2009, S. 97 f.), der in sozialanthropologischer Perspektive derartige Zwecke zu den grundlegenden Typen menschlicher Kommunikation und Kooperation rechnet, könnte man auch davon sprechen, dass auf diese Weise Emotionen miteinander ‚geteilt‘ werden.

³ Keller (2008, S. 10) versteht unter einer Bewertung im strengen Sinne, „einem Gegenstand (im weitesten Sinne) gegenüber eine billigende oder missbilligende Haltung einnehmen nach Maßgabe bestimmter Eigenschaften“.

Im Blick auf die sprachliche Realisierung fällt allerdings auf, dass die zum Ausdruck gebrachte Einstellung sehr vage bleibt: Sie bezieht sich – neben der Reaktion des Publikums – auf einzelne Darsteller („so_n paar“) ohne nähere Spezifikation. Es wird unterstellt, dass der Hörer schon weiß, um wen genau es geht. Zudem wird in der nachgeschobenen expliziten Bewertung mit dem Adjektiv *super* ein Ausdruck verwendet, der lediglich das Sprecherurteil selbst ausdrückt. Im Unterschied zu vielen anderen bewertenden Adjektiven im Deutschen, die nach Marschall (2011) neben dem ‚Sprecherurteil‘ auch eine ‚Objekteigenschaft‘ kodieren, umfasst die Semantik von *super* keinerlei beschreibende Komponenten. Damit stellt die hier vorliegende Bewertungshandlung nach Keller (2008, S. 6, 10 f.) lediglich die Kundgabe eines Geschmacksurteils dar, das einer rationalen Erörterung nicht zugänglich gemacht wird.

Eine nähere Begründung wird von der Gesprächspartnerin auch nicht eingefordert, ebenso wenig wie eine Spezifikation, auf welche einzelnen Darsteller genau sich die Beurteilung denn bezieht. Vielmehr realisiert die Gesprächspartnerin im frühestmöglichen Moment, mit Überlappung, nachdrücklich eine Bestätigung des positiven Urteils (vgl. dazu Abschnitt 2, mit Verweisen auf konversationsanalytische Literatur): „ja_JA.“ (Z. 020). – Ich komme auf die Analyse des Beispiels unter interaktionalen Gesichtspunkten später noch einmal zurück. An dieser Stelle möchte ich nun zunächst das bisherige Vorgehen einer Reflexion in der Perspektive der Praxistheorie unterziehen.

In meiner bisherigen Analyse des kommunikativen Sinns dieser sprachlichen Äußerungen bin ich – unausgesprochen – von einigen theoretischen Voraussetzungen ausgegangen, die – in Anlehnung an Keller (1974) und Rolf (1997) – in aller Kürze so skizziert werden könnten:⁴

1. Sprachlich Handelnde folgen, im Kontext komplexer Spiele,⁵ konventionellen Regeln oder Mustern, Sprache kann als System derartiger Regeln/Muster beschrieben werden (vgl. Keller 1974, S. 10). Linguisten versuchen, diese Regeln theoretisch nachzukonstruieren (vgl. ebd., S. 18 f.). Regelformulierungen sind richtig, wenn die Regel gilt (vgl. ebd., S. 24).

⁴ Vgl. auch zum Verhältnis sprachphilosophischer und soziologischer Regel-Begriffe Sharrock (2012).

⁵ Die man im Kontext der (praxistheoretischen) Wittgenstein-Rezeption nicht mit dem Sprachsystem selbst, sondern mit Sprachspielen im Sinne soziokultureller ‚Praxis‘ in Verbindung bringt, vgl. dazu Schulz-Schaeffer (2010, S. 321) und Hillebrandt (2014, S. 37 ff.).

2. Sprachliche Mittel und ihre Zwecke stellen eine Ressource individuellen, zweckrationalen Handelns dar. Für die Bestimmung der individuellen Sprecher-Intention (vgl. ebd., S. 11) ist eine pragmatisch-semantische Analyse der Äußerungen eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung.
3. Individuelle Handlungen können begründet und gerechtfertigt und auf dieser Basis expliziert werden (vgl. ebd., S. 11), indem die Bedürfnisse, Emotionen, Bewertungen, Überzeugungen, Motive, Ziele, Kalküle, Pläne, Wahlen etc., die der Interpret auf der Basis von Regeln, Situation und Kontext erschließt, zur Sprache gebracht werden.

Wie stellt sich nun eine derartige Vorgehensweise in der Perspektive der Praxistheorie dar? An dieser Stelle erscheint zunächst der Hinweis angebracht, dass es sich bei der ‚Praxistheorie‘ um einen Sammelbegriff für unterschiedliche Forschungsrichtungen handelt, die versuchen, sozialtheoretische Konzepte von der praktischen Herstellung von Sozialität her zu denken (vgl. Hillebrandt 2014, S. 8). Lässt man Binnen-Differenzierungen und ihre wissenschaftshistorischen Kontexte erst einmal beiseite und konzentriert sich auf grundlegende Prinzipien, die in der ‚Familie‘ der Praxistheorien (vgl. ebd.) eine wichtige Rolle spielen, so lassen sich die Probleme und Grenzen handlungslogisch fundierter pragmatischer Analysen meines Erachtens zu fünf begrifflichen Feldern bündeln.

(1) Ein erstes Problem betrifft den Begriff der *Regel*. In der praxistheoretischen Literatur ist durchaus umstritten, ob Begriffe wie Regel und Regelfolgen gar keine Rolle spielen können, oder ob – wie etwa Sharrock (2012) argumentiert – dort, wo im Rahmen von Praxis gehandelt wird, Regeln durchaus *eine* Grundlage des Betragens⁶ darstellen. Regeln werden dabei nicht nur, wie in der skizzierten sprachphilosophischen Tradition, als begrifflich-analytische Konstrukte aufgefasst, sondern es geht hier v.a. um die empirische Frage, inwieweit individuelles Handeln – als Befolgen von Regeln – auf der kognitiven Verarbeitung von Regel-Repräsentationen beruht (vgl. Sharrock 2012, S. 62f.). Eine gewisse Evidenz dafür, dass dies zumindest teilweise der Fall ist, bietet die – wiederum empirische – Beobachtung, dass eine Verständigung über Regeln auch in der sozialen Praxis

⁶ Der Ausdruck *Betragen* (der sicherlich auch unerwünschte Konnotationen hat) wird in Arbeiten aus der deutschsprachigen ethnomethodologischen Forschung als Übersetzung für englisch *conduct* vorgeschlagen (so von Christian Meyer in seiner Übersetzung eines Textes von Harold Garfinkel, vgl. Garfinkel 2012, S. 41, Anm. 2). Ich schließe mich dem an – zum einen, um im Sinne der Erläuterung Meyers der Dichotomie von ‚Handeln‘ vs. ‚Verhalten‘ zu entgehen, zum anderen weil mir der Verweis auf die sozialisatorische Fundierung von Praktiken durchaus gelegen kommt.

selbst häufig vorkommt, etwa im Kontext moralischer (oder auch ästhetischer) Werte-Debatten (vgl. ebd., S. 59). So könnte es z.B. der Fall sein, dass eine Gemeinde von Theaterbesuchern sich in ihrer jeweiligen Öffentlichkeit meta-kommunikativ über Regeln verständigt, z.B. für das Spenden von Einzelapplaus, und dass die Mitglieder der Theatergemeinde sich dann in ihrem alltäglichen Betragen tatsächlich erfolgreich an solchen Regeln orientieren:

Der Theorieperspektive zufolge, die sich hier eröffnet, können die Sinnelemente, die den subjektiven Handlungssinn bilden, ebenso in Form stillschweigender Deutungs- und Handlungsmuster vorliegen wie in bewusster und begrifflich repräsentierter Form. (Schulz-Schaeffer 2010, S. 326)

(2) Auch ein anderes Problem der handlungslogischen Pragmatik betrifft bei genauerem Hinsehen weniger einen Gegensatz als eine komplementäre Relation: die (Nicht-)Berücksichtigung der komplexen *Kulturalität* jeder sozialen Praxis. Es handelt sich hier um ein Desiderat, das in der Tradition der sprachanalytischen Handlungstheorie selbst bereits markiert ist (ich komme darauf zurück). Unter Anspielung auf den Titel eines berühmten Aufsatzes und Buches von Clifford Geertz (2003), „Dichte Beschreibung“, könnte man die Differenz vielleicht so ausdrücken: In praxistheoretischer Perspektive erscheinen handlungslogische Rekonstruktionen trotz ihrer theoretisch-wissenschaftlichen Komplexität als vergleichsweise ‚dünn‘, wenn man sie an dem misst, was als kommunikativer Sinn für die Beteiligten selbst in einer Situation relevant ist. Im Fall einer Äußerung wie „Ich hätte ja gerne noch Einzelapplaus gehabt“ in einem Theaterfoyer erfassen sie zum einen nur wenig von dem, was als geteilter Verstehenshintergrund selbstverständlich relevant ist (vgl. Garfinkel 2012, S. 56 f.), zum anderen können sie dadurch auch den Sinn der sprachlichen Handlung selbst nur hoch abstrakt erfassen. Der spezifische Sinn ergibt sich, in den Worten von Theodore Schatzki (2002), nämlich erst, wenn man das individuelle Handeln als in viel umfassendere soziokulturelle Praktiken eingebettet begreift:

A doing or saying constitutes an X-ing [d.h. eine bestimmte sinnvolle Handlung; ISS] [...] against the background of an understanding of X-ing that is carried in some practice. The action, as a result, presupposes the practice concerned. Indeed, it is a moment of the practice. (Schatzki 2002, S. 96, mit dem erläuternden Zusatz zitiert nach Schulz-Schaeffer 2010, S. 323)⁷

⁷ Vgl. zur terminologischen Spezifikation von ‚doings‘ und ‚sayings‘ bei Schatzki auch Hillebrandt (2014, S. 58).

Auch in sprachanalytisch-logischer Hinsicht werden ohne eine Berücksichtigung umfassenderer kultureller Praktiken, die den Hintergrund des Handelns bilden, die Bedingungen des Sprachgebrauchs nur unvollständig erfasst, wie Schulz-Schaeffer (2010, S. 321) – und ähnlich Sharrock (2012, S. 64) sowie Hillebrandt (2014, S. 37 ff.) – unter Bezug auf Wittgenstein ausführen. Die Überlegung, die als ‚Argument vom unendlichen Regelregress‘ bekannt ist, sieht ungefähr so aus: Um handeln zu können, reicht es nicht aus, die Regeln zu kennen, sondern man muss z.B. auch wissen, wann und wie eine abstrakte Regel konkret anzuwenden ist (vgl. Sharrock 2012, S. 64). Die Anwendung der Regeln kann nun aber nicht durch Regeln selbst geregelt werden, weil sonst jede Anwendungsregel ihrerseits eine weitere Anwendungsregel erfordern würde: Um einer Regel tatsächlich folgen zu können, ist es daher, so Schulz-Schaeffer (2010, S. 321), keineswegs ausreichend, „die Regel zu kennen, sondern man muss wissen, ‚wie man es macht‘, was also die bestehenden Gebräuche und Gepflogenheiten sind“.

Regeln und Praktiken setzen also einander wechselseitig voraus. Schließt man sich einer solchen Sichtweise an, stehen Handlungen und Praktiken nicht in einer Relation des Gegensatzes zueinander: Vielmehr werden Handlungen als in kulturelle Praktiken und soziale Ordnungen eingebettet begriffen, die für die Realisierung der Handlungen den Hintergrund bilden (vgl. ebd., S. 323).

(3) Umgekehrt – und dieser Gedanke betrifft das Problem der *Regelmäßigkeit und Unregelmäßigkeit* sozialer Praxis im historischen Prozess,⁸ anders gesagt: die Spannung zwischen Strukturpol und Vollzugspol der Gesellschaft (vgl. Schulz-Schaeffer 2010, S. 334) – werden Praktiken und Situationsdeutungen nicht einfach nur, sozusagen 1:1, immer wieder musterhaft reproduziert. Vielmehr werden sie auch durch Handelnde gebraucht, um Situationen performativ zu gestalten. Das kann kleinere, unauffällige Anpassungen an die jeweiligen situativen Umstände betreffen, der Gebrauch des Musters kann aber auch darauf zielen, auf die Definition einer sozialen Situation strategisch Einfluss zu nehmen (ebd., S. 329 f.). Kultur und Gesellschaft lassen sich daher nicht einfach auf Strukturen oder Ordnungen reduzieren (vgl. Hörning/Reuter 2004, S. 12), dementsprechend fallen Praktiken auch nicht einfach mit Gepflogenheiten (Verfestigungen am Strukturpol) oder individuellen bzw. organisationalen Routinen (Verfestigungen am Vollzugspol) zusammen (vgl. Schulz-Schaeffer 2010, S. 334). Andererseits gehören sie aber auch nicht nur in den Bereich der Performanz. Karl Heinz Hörning und Julia Reuter formulieren das so:

⁸ Dass Praktiken stets als historische zu begreifen sind, betonen etwa Hildebrandt (2014, S. 11) und Hörning/Reuter (2004, S. 12).

Praxis ist als Scharnier zwischen dem Subjekt und den Strukturen angelegt und setzt sich damit von zweckorientierten und normorientierten Handlungstheorien gleichermaßen ab. Praxis ist zugleich regelmäßig *und* regelwidrig, sie ist zugleich wiederholend *und* wiedererzeugend, sie ist zugleich strategisch *und* illusorisch. (Hörning/Reuter 2004, S. 13, Hervorh. im Original)

(4) Neben diesem Aspekt der Ergänzungsbedürftigkeit von ‚Handeln‘ durch ‚Praxis‘ wird gegen die Handlungstheorie von praxistheoretischer Seite ein weiterer Einwand vorgebracht, der tatsächlich kontroverser Natur ist: Es geht um die *Art und den Grad von Rationalität im Alltag*. Allerdings betrifft dieser Einwand nicht jede Form der Handlungstheorie, sondern eine spezielle Schwäche bestimmter Handlungstheorien, die sich – jedenfalls methodologisch – am Konstrukt des individuellen, zweckrationalen Handelns nach Max Weber orientieren. Die Kritik daran wird nicht nur von dezidierten Praxistheoretikern vertreten, sondern auch innerhalb des Spektrums handlungstheoretischer Positionen selbst (vgl. dazu Schulz-Schaeffer 2010, S. 320), etwa in der Wissenssoziologie nach Schütz oder, wie oben bereits angedeutet, in der sprachanalytischen Philosophie nach Wittgenstein.

In einer an Alfred Schütz' Studie über „Das Problem der Rationalität in der Sozialwelt“ (2010) anschließenden Untersuchung über „Die rationalen Eigenschaften von wissenschaftlichen und Alltagsaktivitäten“ hat Harold Garfinkel die zugrunde liegende Überlegung einmal konzise so formuliert:

Um das eine Zehntel seiner Situation, das wie ein Eisberg über dem Wasser liegt, rational zu behandeln, muss er [= jemand, der seine Alltagsangelegenheiten betreibt] fähig sein, die neun Zehntel, die darunter liegen, als unfraglich und, interessanter noch, als einen unbestreitbaren Hintergrund von Dingen, die nachweislich relevant für seine Kalkulationen sind, aber die erscheinen, ohne bemerkt zu werden, zu behandeln. (Garfinkel 2012, S. 56 f.; i. d. Übersetzung von Christian Meyer)

Diese Überlegung betrifft zunächst einmal die ungeheure Komplexität an Wissen und zweckrationaler Kalkulation, die erforderlich wäre, um etwa zu entscheiden, dass in einer Situation im Theaterfoyer die Äußerung „Ich hätte ja gerne noch Einzelapplaus gehabt“ eine quasi spieltheoretisch optimale Wahl von Handlungsziel und Handlungsmittel darstellt. Ein zweiter Aspekt der Überlegung besteht darin, dass die tatsächlich vollzogene Handlung den Beteiligten nur unter *der* Bedingung als ‚vernünftig‘, ‚angemessen‘ usw. erscheinen kann, dass der gesamte Kontext, in den die Handlung gestellt wird, für stabil und fraglos gegeben erachtet wird. Würde man z.B. in Frage stellen, ob Einzelapplaus überhaupt eine sinnvolle Option für ein Theaterpublikum darstellt, verlören die Handelnden schlagartig den Boden unter den Füßen. Eine Pointe von Garfinkels (2012) Argumentation besteht schließlich in der provokativen These, dass klassische wissenschaftliche

Theorien über die soziale Praxis auf einem grundlegenden Irrtum von Wissenschaftlern beruhen: Diese nähmen zu Unrecht an, dass ihre eigene, genuin wissenschaftliche Rationalität sich als Modell zur Erklärung des alltäglichen Handelns eigne, dem die wissenschaftliche Form von Rationalität jedoch grundsätzlich fremd sei. Bei einer derartigen Vorgehensweise, so Garfinkel, dürften sich viele Probleme der rationalen Modellierung menschlichen Verhaltens

als hausgemachte Probleme herausstellen. Die Probleme wären dann nicht den Komplexitäten des Gegenstands geschuldet, sondern dem Beharren darauf, Handlungen entsprechend wissenschaftlichen Dünkels zu begreifen, statt auf die eigentlichen Rationalitäten zu achten, die das Verhalten von Menschen tatsächlich aufweist, wenn sie ihre praktischen Angelegenheiten regeln. (Garfinkel 2012, S. 51 f.; i. d. Übersetzung von Christian Meyer)

Neben einem Set alltäglicher Rationalitäten kommen hier alltägliche Kompetenzen ins Blickfeld, die es Individuen ermöglichen, an Praktiken mitzuwirken. Derartige Voraussetzungen firmieren in der Literatur unter Bezeichnungen wie Habitus, Gewohnheiten, Dispositionen, Praktiken, Routinen, *Knowing how*, *Skills*, Fähigkeiten etc., die ihrerseits terminologisch präziser zu unterscheiden und sozialtheoretisch zu verorten sind (vgl. Schulz-Schaeffer 2010, S. 324, 334, zu den verschiedenen Konzepten auch Sharrock 2012, S. 64 sowie Hörning/Reuter 2004, S. 12, 14).

(5) Neben der Schwierigkeit, die auf einem Praxishintergrund operierende Rationalität des Individuums angemessen zu rekonstruieren, besteht, wie bereits Schütz (2010, S. 219 f.) zu bedenken gibt, ein Problem für individualistisch-rationalistische Handlungstheorien auch darin, dass ein Individuum zur Erreichung sozialer Handlungsziele auf *die Mitwirkung anderer Menschen* angewiesen ist. Diese müssen den Sinn der Handlung verstehen und im Erfolgsfall zu der intendierten Wirkung beitragen. Dem methodologischen Individualismus der Handlungstheorie ist es geschuldet, dass sowohl interaktionale als auch kulturelle Grundlagen einer solchen Kooperation unterbelichtet bleiben. Zu den kulturellen Grundlagen gehören etwa geteilte Annahmen über Situationstypen und die mit ihnen verbundenen sozialen Rollenerwartungen. Wie Schulz-Schaeffer (2010) argumentiert, kann im Extremfall von hochgradig vorgeformten Standardsituationen das Betragen der Beteiligten mehr oder weniger mit dem Muster zusammenfallen:

Wenn also ein gemeinsam geteiltes kulturelles Muster von der Art ist, dass sich seine Geltung in der Situation allen Beteiligten unmittelbar aufdrängt und deren Verhalten dementsprechend unmittelbar strukturiert, dann macht es keinen Sinn mehr, von seiner performativen Verwendung zu sprechen, obwohl dieses Muster natürlich allein durch die entsprechende Orientierung der Akteure performativ wirksam wird. (Schulz-Schaeffer 2010, S. 332)

Die Frage ist allerdings, ob ein solcher, theoretisch denkbarer Fall empirisch je vorliegt, wenn man – wie oben ausgeführt – die Notwendigkeit der situativen Einpassung von Praktiken und ihre fortgesetzte Dynamik in Rechnung stellt.

2 Praxis

Der Ausdruck *Praktiken* ist im alltäglichen wissenschaftlichen Diskurs polysem, oftmals vage und manchmal widersprüchlich. Es erscheint mir daher nützlich, die Ergebnisse der theoretischen Überlegungen in Abschnitt 1 vor dem Hintergrund der erörterten Theoriebezüge begrifflich zu verdichten und mit terminologischen Vorschlägen zu verbinden. Anknüpfend an das Thema des Bandes möchte ich zwischen kommunikativen und sprachlichen Praktiken analytisch unterscheiden, wobei ich sprachliche Praktiken als in (bestimmte, eben sprachliche) kommunikative Praktiken eingebettet begreife. Kommunikative Praktiken verstehe ich ihrerseits als einen Fall von Praktiken im Allgemeinen:

1. Unter *Praktiken* im Allgemeinen möchte ich Prozesse verkörperter Betragens verstehen, deren jeweiliger Sinn ganz oder zu (großen) Teilen auf einem durch Handeln präsupponierten Hintergrund von für selbstverständlich gehaltenen Gegebenheiten beruht. Mit anderen Worten möchte ich Praxis als Bedingung für Handeln verstehen und Handeln als ein mögliches Element von Praxis.
2. Unter *kommunikativen Praktiken* verstehe ich solche Praktiken, die 1. in einer allgemeinen „Infrastruktur“ zwischenmenschlicher Interaktion verankert sind (vgl. Schegloff 2012 und weiter unten in diesem Abschnitt), und die 2. u.a. aufgrund situierter Zeichenverwendungen als Handeln – und damit als Praxis – verständlich werden. Verständlich werden sie zunächst einmal für die Beteiligten selbst, sekundär dann auch für ethnografisch informierte wissenschaftliche Beobachter. Kommunikative Praktiken können – mit Bühler (1982, S. 155) gesprochen – ‚empraktischer‘ Bestandteil allgemeiner interaktiver Praktiken sein, die Kommunikation einschließen, aber weit mehr als Kommunikation (etwa körperliches Tun in einer soziomateriellen Umwelt) umfassen (vgl. dazu auch Hillebrandt 2014, Kap. 4).
3. Unter *sprachlichen* Praktiken schließlich verstehe ich die situierte zeichenhafte Verkörperung bzw. vom Körper gelöste (z.B. schriftliche) Materialisierung von Handeln – und damit von Praxis – durch Sprache als möglicher Bestandteil kommunikativer Praktiken. In diesem Sinne kann man mit Ehlich (1998) Sprache als „Medium“ von Praxis auffassen.

Betrachtet man Sprache unter derartigen Vorzeichen, so bildet ihre Analyse einen guten Ausgangspunkt, um kommunikative Prozesse und ihren Sinn empirisch zu rekonstruieren. In theoretischer Hinsicht wird damit Sprache in den Zusammenhang von Kommunikation und Kultur, Praxis und Gesellschaft gestellt, und zwar an einer zentralen Position: Es geht um die Rolle der Sprache für die Erklärung menschlicher *Sozialität*. Darunter versteht man in den Worten von Ruth Ayaß und Christian Meyer

das Phänomen, dass sich Menschen [...] erfolgreich in ihren Handlungen und Projekten koordinieren, dass sie Handlungen delegieren, andere beeinflussen können, dass menschliche Gruppen und Gesellschaften letztlich mehr sein können als Ansammlungen von isolierten Individuen, sondern dass sie zu einem ‚wir‘ verschmelzen können [...]. (Ayaß/Meyer 2012, S. 14)

In einer Formulierung von Gisela Harras kann die Linguistik damit einen Beitrag leisten zur Klärung der Frage, wie auf sprachlicher Basis den Mitgliedern einer Gesellschaft die alltägliche „kommunikative auseinandersetzung über ihre gesellschaftliche praxis [...] ermöglicht wird“ (Harras 1985, S. 67; Kleinschreibung im Original). Darüber hinaus ist im Blick auf die hierbei verwendeten sprachlichen Mittel – etwa formelhaft verfestigte Mehrwort-Lexeme (vgl. Feilke 1996), aber auch viele andere Arten von Kontextualisierungshinweisen (vgl. Auer 1986) – im Einzelnen zu klären, wie deren kommunikatives Funktionspotenzial unter derart komplexen, soziopragmatischen „vorzeichen“ (Harras 1985, S. 69) beschrieben werden kann.

Wie eben bereits erwähnt, plädiere ich für eine Auffassung, die kommunikative (und damit sprachliche) Praktiken in einer ‚Infrastruktur‘ zwischenmenschlicher Interaktion verankert sieht (Schegloff 2012). Solche elementaren Verfahren der Interaktion sind, dem sozialtheoretischen Anspruch ihrer Rekonstruktion nach, auf einer elementaren Ebene vorvertraglich (vgl. Ayaß/Meyer 2012, S. 14 f.), aber zugleich in vielfältiger Hinsicht kulturspezifisch ausgeprägt (vgl. Schegloff 2012, S. 259). Ihre – je spezifisch ausgeformte – Grundlage bilden körperliche Ressourcen (vgl. Ayaß/Meyer 2012, S. 15 f.): Positionen und Bewegungen im Raum, Gesten, Blicke, Stimme, der Einbezug von Dingen etc. Diese werden von den Beteiligten genutzt, um Handeln zu ‚verkörpern‘ und auf diese Weise ‚reflexiv‘ verständlich zu machen (vgl. ebd., S. 14). ‚Höhere‘ soziale Ordnungen (Kulturen, Institutionen, kommunikative Gattungen etc.) bleiben – so das Postulat (vgl. ebd.) – basal an eine vorvertragliche und verkörperte Sozialität gebunden. Das heißt: Anders als oft angenommen, stellen Konvention und Kultur keine notwendigen Voraussetzungen für Sozialität dar, sondern die Relation scheint eher die umgekehrte zu sein: Offenbar sind geteilte Konventionen und Symbolsysteme, Werte und Normen in der elementaren Fähigkeit des Menschen zur Sozialität verankert

(vgl. auch Tomasello 2014). Das aber heißt für unser Thema: Wann immer wir über kommunikative und sprachliche Praktiken sprechen, müssten Einsichten in die elementaren Grundlagen von Sozialität die theoretische Basis bilden.

Die Relevanz der interaktionalen Infrastruktur reicht weit über den Gegenstandsbereich hinaus, mit dem sich typischerweise die Gesprächsanalyse befasst. Er betrifft im Grunde auch weite Teile dessen, wofür sich Kulturosoziologen und Kulturwissenschaftler interessieren: Besondere Ausprägungen liegen etwa begründet in bzw. gehen einher mit

- der spezifischen Struktur von *einzelnsprachlichen Inventaren*, die in der Interaktion genutzt werden;
- der Herausbildung von *kulturellen Konventionen* der Kommunikation (auf der Basis der allgemeinen Infrastruktur, in Verbindung mit spezifischen Symbolsystemen); hier können etwa die Diskurslinguistik und die Gattungstheorie anknüpfen;
- der – mit kommunikativen Praktiken verwobenen – Ausdifferenzierung technisch basierter *Kommunikationsformen*; hier ergeben sich Anschlussmöglichkeiten für die Texttheorie und die Medienlinguistik;
- der Ausdifferenzierung von *Institutionen* bzw. der Rationalisierung von Kommunikation in *Organisationen*.

In einer solchen Perspektive lassen sich also auch die drei Ebenen von Praktiken-Konzepten, wie sie von den Herausgebern dieses Bandes in der Einleitung vorgeschlagen werden (vgl. Deppermann/Feilke/Linke in diesem Band) verorten und zueinander in Beziehung setzen. Ich möchte den elementaren Stellenwert der Interaktion, aber auch den Aspekt ihrer kulturspezifischen Ausprägung im Folgenden illustrieren am Beispiel des Bewertens in Theaterfoyer-Gesprächen. Ein mögliches Substrat einer Praktik haben Sie eben schon gesehen: Zwei unmittelbar aufeinander folgende Bewertungen eines Theaterereignisses durch verschiedene Sprecherinnen, wobei beide Urteile inhaltlich übereinstimmen. Was sagt uns dieses Beispiel im Blick auf den Zusammenhang von Kommunikation und Kultur, Praxis und Gesellschaft, der uns hier interessiert?

In klassischen, vertragstheoretischen Erklärungen von Sozialität werden geteilte Werte in Verbindung mit geteiltem Wissen häufig als kulturelle Basis von Gesellschaften begriffen, nach dem Prinzip: „Die Mitglieder der Kultur X sind der Überzeugung, dass Y“ (vgl. Goodwin/Goodwin 1992, S. 182); die geteilten inhaltlichen Überzeugungen sind demnach das, was den Zusammenhalt der Gesellschaft im Kern stiftet. Gegen eine derartige Hypostasierung von Werten lenken interaktionistische Perspektiven den Blick auf Praktiken, mit denen – auf der Basis der interaktionalen „Infrastruktur“ – die Übereinstimmung als solche hergestellt und durch Zeichenverwendungen aufgeführt wird. Es kommt also mit

anderen Worten zumeist *nur im Hintergrund* auf den inhaltlichen Gehalt, im Vordergrund aber vor allem auf den *performativen Vollzug* der Bewertungen an.

Dass Bewertungsprozesse in der Interaktion hochgradig geordnet ablaufen, ist in der konversationsanalytischen Forschung nach frühen Studien von Anita Pomerantz (1975; siehe auch Pomerantz 1984) für das Amerikanische und wiederholt auch an deutschsprachigen Daten belegt worden (u.a. in Auer/Uhmann 1982). Die allgemeinen Prinzipien, mit Bewertungen in der Interaktion praktisch umzugehen, wurden in Folgestudien unter Einbezug zusätzlicher Aspekte (z.B. epistemische Autorität bzw. Zuständigkeit der jeweiligen Beteiligten für ein Bewertungsobjekt) weiter differenziert, modifiziert und z.T. auch eingeschränkt (z.B. von Heritage/Raymond 2005). Die Frage, die sich vor diesem Hintergrund in einer sozialtheoretisch geerdeten, „kulturlinguistischen“ Perspektive stellt, ist dann, ob und wie derartige Strukturen, die in der Konversationsanalyse möglichst abstrakt und kontextunabhängig beschrieben und erklärt werden, je nach Sprache, Gruppe, Institution, Medium usw. eine kulturspezifische Ausprägung annehmen. Konkreter: Wie sehen zum Beispiel Bewertungsinteraktionen aus, wenn sie im Kontext der Alltagspraktiken eines Kunstpublikums in Foyer-Gesprächen in deutschen Theatern der Gegenwart realisiert werden? – Ob sich eine solche Fragestellung der ‚superstrukturell-diskurstheoretischen‘ Ebene von Praktiken zuordnen lässt, die im Bezugssystem der Einleitung dafür vorgeschlagen wird (vgl. Deppermann/Feilke/Linke in diesem Band), hängt auch von dem zugrunde gelegten Diskursbegriff ab. Die Schwierigkeit scheint mir weniger zu sein, dass hier – anders als im prototypischen Fall der linguistischen Diskursforschung – nicht medienöffentliche, schriftliche Äußerungen betrachtet werden, sondern interpersonale Gespräche (an einem allerdings auch öffentlichen Ort); für eine Erweiterung der Diskursforschung um gesprächsanalytische Methoden haben bereits andere überzeugend plädiert (vgl. Roth 2015). Das größere Problem sehe ich darin, dass in der Diskursforschung zwar neben der *Repräsentation* von Sachverhalten und hierauf bezogenen *Einstellungen* auch die sozialen Dimensionen des *Handelns* und der Herstellung von *Identitäten* ins Blickfeld kommen können (vgl. z.B. Fairclough 2003), der Fokus aber doch vor allem auf der ersten Ebene und damit der Konstruktion und Weitergabe von *Wissen* im engeren Sinne liegt. Zudem wird nur in seltenen Fällen (z.B. bei Scollon/Scollon 2003) der physische Aspekt der Diskurspraxis systematisch einbezogen, und auch empraktische Diskursereignisse (vgl. Abschnitt 2) finden nur selten Berücksichtigung. Zwar mag man, wie Hillebrandt (2014), auch die *Cultural Studies* für „Soziologische Praxistheorien“ halten, von den praxistheoretischen Ansätzen, wie sie weiter oben in diesem Abschnitt charakterisiert wurden, sind sie aber nach meinem Dafürhalten doch auch zu unterscheiden.

3 Alltagspraktiken des Publikums: Gespräche im Theaterfoyer

Den Hintergrund unserer linguistischen Fragestellungen bildet ein umfassenderes Problem, das – wie auch die IDS-Tagung 2015 und entsprechend dieser Sammelband – im Schnittpunkt von Sprache, Kommunikation und Gesellschaft angesiedelt ist: Ästhetische Werke und Vollzüge, sei es in der Kunst oder der populären Kultur, sind nicht denkbar ohne ein Publikum. Wie aber ‚das Publikum‘ für die Gegenwart begrifflich zu bestimmen ist, wie es sich im Umgang mit Kunst wahrnehmend und rezipierend verhält und welche Relevanz vor diesem Hintergrund dem Publikum für die Kunst und in der Gesellschaft zukommt, muss nach wie vor als weitgehend ungeklärt gelten (vgl. Kammerer 2012). An dieser Stelle bietet sich in praxistheoretischer Perspektive das Konzept der *Kunstkommunikation* an: Darunter verstehen wir – anknüpfend an Filk/Simon (2010), Hausendorf (2007, 2011) sowie Müller/Kluwe (2012) – nicht nur die *Kommunikation mit Kunst* und *durch Kunst* (siehe Hausendorf 2007, S. 19; Müller/Kluwe 2012, S. 4, unter Bezug auf Luhmann 1995), sondern auch die *Kommunikation über Kunst*. Beide Formen der *Kunstkommunikation* sind in kunstsoziologischer Perspektive eng miteinander verwoben (siehe Hausendorf 2007, S. 19). So gibt es bereits im Theater selbst durch das Pausen- oder Foyer-Gespräch eine erste Gelegenheit, über anregende, aufwühlende, verstörende etc. Bühnenerlebnisse miteinander ins Gespräch zu kommen und sich über die individuelle Kunsterfahrung miteinander auszutauschen. Zugleich stellt das Foyer-Gespräch ein geselliges Ereignis *par excellence* dar, es liegt also im Schnittpunkt von *Kunstkommunikation* und dem, was Ehlich/Rehbein (1980, S. 343) den ‚homileischen Diskurs‘ nennen. Die Frage, wie derartige kommunikative und sprachliche Praktiken im Theaterfoyer aussehen, steht im Mittelpunkt unseres Projekts.

Kommen wir nun – vor einem praxistheoretischen Hintergrund – noch einmal auf die Frage nach dem *Bewerten* zurück, und betrachten wir dazu das Gesprächssegment (siehe Anhang) im Ganzen. Auffällig ist zunächst einmal, dass hier tatsächlich sehr viel bewertet wird. Das deckt sich mit den Beobachtungen, die Heiko Hausendorf (2013) zu diesem Aspekt der *Kunstkommunikation* am Beispiel der *Kommunikation im Kunstmuseum* gemacht hat. Auch zu den sprachlichen Praktiken im Theaterfoyer scheint also prominent das *Bewerten* zu gehören. Dies lässt sich auch als *ein* Vollzug des spezifischen institutionellen Kontextes verstehen, und zwar unabhängig davon, ob sich das Publikum selbst als ‚bürgerliche Öffentlichkeit‘ oder als ‚Zielgruppe eines Kultur-Events‘ positioniert (vgl. dazu Kernbauer 2012, S. 63): So oder so ist mit der Entscheidung eines Theaters, eine Produktion auf den Spielplan zu setzen, eine (zumindest implizite)

Bewertung verbunden, und diese Positionierung setzt eine Klärung der Wertungsfrage in der Anschlusskommunikation des Publikums relevant.

Bemerkenswert ist in dem hier vorliegenden Gespräch, dass eine *generelle* Klärung der Wertungsfrage erst vergleichsweise spät in Gang gesetzt wird:

Transkript 2: „Wie fands dus denn?“

157 Viktoria: SO.
 158 Pause: (1.28)
 159 Viktoria: °hhh hh° wie FANDS du_s de:nn?
 160 Pause: (1.48)
 161 Donata: ich fand_s SE::HR-
 162 Pause: (0.68)
 163 Donata: KURZweilig.
 164 Pause: (0.2)
 165 Viktoria: unterHALTsam ja_a.
 166 Pause: (0.4)

Erst hier, nach etwa 2 Minuten und 45 Sekunden Foyer-Gespräch, und nach einem Gliederungssignal (Z. 157), setzt Viktoria eine generelle Beurteilung oder Bewertung⁹ relevant, wobei sie die Frage nach der Bewertung in den Vordergrund rückt (vgl. Hausendorf 2000, S. 349). Eine generelle Bewertung realisiert Donata dann auch, die performative Dimension der Theatererfahrung fokussierend: Die Vorstellung war „KURZweilig“, was Viktoria mit einer gleichlaufend bewertenden Paraphrase nachdrücklich bestätigt („unterHALTsam ja_a.“).

Zu diesem Zeitpunkt haben die beiden Besucherinnen bereits einen Weg zurückgelegt vom Theatersaal vorbei an der Bühne, auf der sie Puppen angeschaut haben (Z. 044 ff.), bis zur Bar, wo sie sich am Ende des Segments anstellen, um ihre Getränke zu bestellen. Das empraktische Sprechen auf dem Weg vom Saal an der Bühne vorbei bis zur Bar war bereits von diversen Bewertungssequenzen, impliziten und expliziten, durchzogen.

Die erste hatten wir, in Abschnitt 1, bereits sprechakttheoretisch näher betrachtet (vgl. das Transkript „Einzelapplaus“). Für den spezifischen Kontext der Kunstkommunikation ist nun interessant, dass hier von der Sprecherin einerseits eine erhebliche Kunstkompetenz demonstriert wird: Donata spricht von „Einzelapplaus“ – d.h., sie ist mit der Gepflogenheit vertraut und sie beansprucht, über das nötige fachliche Wissen zu verfügen, um die einzelnen Darsteller differenziert bewerten zu können (vgl. Pomerantz 1984, S. 57). Andererseits bleibt die Bewertung, wie wir bereits gesehen hatten, aber auch sehr vage, so dass man sich

⁹ Zur Differenz von Geschmacksurteilen und Bewertungen vgl. Keller (2008, S. 6, 10 f.).

fragen kann, ob in solchen, selbst ja auch theatralen Situationen (vgl. Soeffner 2001) der Bildungsanspruch von Sprecherinnen und Sprechern auch tatsächlich performativ eingelöst werden muss. Dass dies in bildungssprachlichen Konversationen typischerweise gerade *nicht* der Fall sei, behauptet jedenfalls Dietrich Schwanitz (1999, S. 398 f.). Es bleibt abzuwarten, ob sich seine Intuition anhand der Daten in unserem Korpus auch empirisch erhärten lässt.

Nach dem noch sehr vorläufigen Stand unserer Auswertung scheinen derartige Bewertungsstrukturen im Pausengespräch zumindest kein Einzelfall zu sein: Zwei Mitglieder der Projektgruppe, Christine Hrncaľ und Jan Gerwinski, haben anhand eines anderen Beispiels aus dem Material unserer Pilotstudie ähnliche Strukturen herausgearbeitet und gezeigt, dass es im Rahmen der Interaktion – und speziell dieses Typs von Interaktion – gute Gründe dafür geben kann, Bewertungssequenzen in dieser Weise zu gestalten (siehe Hrncaľ/Gerwinski 2015). Aus der konversationsanalytischen Literatur ist bekannt, dass sich gerade der Erstbewerter einem nicht unerheblichen sozialen Risiko aussetzt (vgl. Auer/Uhmann 1982, S. 5), denn mit der Stellungnahme des anderen zur eigenen Bewertung steht auch die eigene Bewertungskompetenz auf dem Prüfstand (siehe Goodwin/Goodwin 1992, S. 155). Dieses Problem ist nun im prestigeträchtigen Kontext der Kunst (vgl. Müller/Kluwe 2012, S. 5) zusätzlich verschärft. Daher neigen Erstbewerter hier möglicherweise besonders dazu, „mit eher vagen und weniger brisanten Bewertungsturns zu beginnen“ (Hrncaľ/Gerwinski 2015, S. 57).

Der Umgang mit diesem Problem kann sich nach den Beobachtungen von Hrncaľ/Gerwinski (2015) in Foyer-Gesprächen auch sequenzübergreifend niederschlagen, und zwar in der Wahl der Gegenstände, die einer Bewertung unterzogen werden. In dem folgenden (ebenfalls bewertenden) Gesprächssegment fällt zunächst einmal auf, dass sich das Thema des Gesprächs (und damit die Gegenstände der Bewertung) innerhalb weniger Gesprächsschritte mehrfach verschiebt:

Transkript 3: „So blasiert sind sie nun mal“

021 Pause: (2.54)
 022 Viktoria: aber weißte WAS.
 023 das thema hat mich_n bisschen
 024 geLANGweilt.
 025 Pause: (0.59)
 026 Viktoria: °h also DIEse (.) diese (.)
 027 ähm- (.) ((schmatzt))
 028 Pause: (0.32)
 029 Viktoria: wo der eine <<len>ARZT> dann
 030 immer wieder anf[ing.]
 031 Donata: [WAS?]
 032 Viktoria: weißte der eine a (.) arzt mit

033 seim monoLOG da.
 034 Pause: (0.29)
 035 Viktoria: °hh mhoh-
 036 Pause: (0.28)
 037 Viktoria: das fand ich_n bisschen
 038 LANGweilig.
 039 Pause: (1.08)
 040 Donata: ja aber so blaSIERT sind sie
 041 nun mal.
 042 Viktoria: ja <<lachend>wahrSCHEINlich.>
 043 Donata: ((lacht))
 044 Pause: (7.23)

Das kleine Segment setzt auf der Ebene des Diskurses über das *Theaterstück* ein („das thema hat mich_n bisschen geLANGweilt“) und wird durch einen – formal als Begründung angeschlossenen – ästhetischen Kommentar über die Sprechweise ‚dieses einen Arztes‘ fortgesetzt, wobei offen bleibt, ob hier auf die *Qualität der schauspielerischen Performance* oder auf eine *Figur in der Welt des Stücks* Bezug genommen wird. Von dort wechselt Donata nahtlos auf die Ebene des Diskurses über die *gesellschaftliche Wirklichkeit außerhalb des Theaters* („ja aber so blaSIERT sind sie nun mal“, seien es die Schönheitschirurgen im Speziellen oder die Ärzte im Allgemeinen).¹⁰

Durch die schnellen Themenwechsel können eindeutige Festlegungen ebenso wie Nachfragen und elaborierte Begründungen vermieden werden, was ebenfalls zur Charakterisierung bildungssprachlicher Konversationen bei Schwanitz (1999, S. 398 f.) gut zu passen scheint.

Hrncal/Gerwinski (2015) bringen eine derartige Themenentwicklung in Verbindung mit dem, was unter Gesichtspunkten der Identitätskonstruktion und Beziehungsgestaltung, vor allem der Selbst- und Partnerbewertung, für die Beteiligten auf dem Spiel steht:

Am wenigstens [sic] brisant (jedenfalls unter nicht-professionellen TheaterkritikerInnen) bzgl. der Imagearbeit und des Beziehungsmanagements [...] erscheint uns die Bewertung von Teilen des Stücks auf ästhetisch-performativer Ebene. Unterschiedliche Bewertungen auf dieser Ebene müssen noch nicht zwangsläufig Konsequenzen auf der Beziehungsebene nach sich ziehen und zudem kann ein erster Abgleich über die Bewertung auf dieser Ebene als Vorfühlen für die moralische Bewertung der handelnden Figuren angesehen werden. Dies bietet einen idealen Übergang zu gesellschaftlich und persönlich relevanten Reflexio-

10 Dass das Theater durch eine ästhetisch gebrochene sinnliche Vorstellung von Gesellschaft zur gesellschaftlichen Selbst-Beobachtung einlädt, gehört in kunstsoziologischer Perspektive zu den zentralen Merkmalen der Institution, vgl. z.B. Baecker (2013).

nen, die unseres Erachtens die höchste Brisanz hinsichtlich der Images und der Beziehungskommunikation aufweisen, weil damit unmittelbar persönliche Werte und Einstellungen mitgeteilt, abgeglichen und ausgehandelt werden. (Hrncal/Gerwinski 2015, S. 57)

In praxistheoretischer Perspektive wäre dem noch die folgende Überlegung hinzuzufügen: Während Strategien der Themenwahl, diesseits ihrer Verfestigung zu Routinen, im *Vordergrund* verfolgt – und daher auch durch die Beobachtungssituation, im Foyer selbst und durch die Wissenschaft, leichter beeinflusst – werden können, verständigen sich die Interagierenden, ohne dem systematisch Aufmerksamkeit widmen zu können, im *Hintergrund* über all das *mit*, was ihre Bewertungen überhaupt erst sinnvoll erscheinen lässt (vgl. Abschnitt 2), z.B. kulturelle Rahmen für ästhetische, moralische, charakterliche oder politische Bewertungen. In diesem Sinne können die Daten, bezogen auf die Ausgangsfrage des Projekts, auch Aufschluss geben über die alltägliche kommunikative Selbst-Konstruktion sozialer Gruppen (z.B. ‚Gebildeter‘) und des ‚Publikums‘ als einer Rolle im Theater und in der Gesellschaft.

Literatur

- Auer, Peter/Uhmann, Susanne (1982): Aspekte der konversationellen Organisation von Bewertungen. In: Deutsche Sprache 10, S. 1–32.
- Auer, Peter (1986): Kontextualisierung. In: Studium Linguistik 19, S. 22–47.
- Ayaß, Ruth/Meyer, Christian (Hg.) (2012): Sozialität in Slow Motion. Theoretische und empirische Perspektiven. Festschrift für Jörg Bergmann. Wiesbaden.
- Ayaß, Ruth/Meyer, Christian (2012): Einleitung. In: Ayaß/Meyer (Hg.), S. 11–18.
- Baecker, Dirk (2013): Wozu Theater? (= Theater der Zeit 99). Berlin.
- Bühler, Karl (1982): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Stuttgart/New York. [Originalausg. Jena 1934.]
- Ehlich, Konrad/Rehbein, Jochen (1980): Sprache in Institutionen. In: Althaus, Hans-Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert E. (Hg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Tübingen, S. 338–345.
- Ehlich, Konrad (1998): Sprache als Medium. In: Strohner, Hans/Sichelschmidt, Lorenz/Hielscher, Martina (Hg.): Medium Sprache. (= Forum angewandte Linguistik 34). Frankfurt a.M. u.a., S. 9–21.
- Fairclough, Norman (2003): Analysing discourse. Textual analysis for social research. London/New York.
- Feilke, Helmuth (1996): Sprache als soziale Gestalt. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik. Frankfurt a.M.
- Filk, Christian/Simon, Holger (2010): „Wie ist Kunst möglich?“ Zur Konstitution von Kunstkommunikation. In: Filk, Christian/Simon, Holger (Hg.): Kunstkommunikation. „Wie ist Kunst möglich?“ Beiträge zu einer systemischen Medien- und Kunstwissenschaft. (= Kaleidogramme 50). Berlin, S. 17–35.

- Garfinkel, Harold (2012): Die rationalen Eigenschaften von wissenschaftlichen und Alltagsaktivitäten. In: Ayaß/Meyer (Hg.), S. 41–57. [Originalausg. von 1960.]
- Geertz, Clifford (2003): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a.M.
- Goodwin, Charles/Goodwin, Marjorie Harness (1992): Assessments and the construction of context. In: Duranti, Alessandro/Goodwin, Charles (Hg.): Rethinking context. Language as an interactive phenomenon. (= Studies in the Social and Cultural Foundations of Language 11). Cambridge, S. 147–189.
- Harras, Gisela (1985): Von den tücken des umgangs mit (sprech)handlungen. Kritische anmerkungen zu den beiträgen von W. Holly/P. Kühn/U. Püschel und A. Burkhardt/H. Henne in ZGL 12.1984. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 13, S. 65–73.
- Hausendorf, Heiko (2000): Zugehörigkeit durch Sprache. Eine linguistische Studie am Beispiel der deutschen Wiedervereinigung. (= Reihe Germanistische Linguistik 215). Tübingen.
- Hausendorf, Heiko (2007): Die Sprache der Kunstkommunikation und ihre interdisziplinäre Relevanz. In: Hausendorf, Heiko (Hg.): Vor dem Kunstwerk. Interdisziplinäre Aspekte des Sprechens und Schreibens über Kunst. München, S. 17–51.
- Hausendorf, Heiko (2011): Kunstkommunikation. In: Habscheid, Stephan (Hg.): Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen. Linguistische Typologien der Kommunikation. Berlin/New York, S. 509–535.
- Hausendorf, Heiko (2013): Bewerten als Fluchtpunkt der Kunstkommunikation. Anmerkungen zu einer linguistischen Kasuistik des Redens über Kunst. In: Kunst und Recht. Journal für Kunstrecht, Urheberrecht und Kulturpolitik 15, S. 5–9.
- Heritage, John/Raymond, Geoffrey (2005): The terms of agreement: Indexing epistemic authority and subordination in talk-in-interaction. In: Social Psychology Quarterly 68, S. 15–38.
- Hillebrandt, Frank (2014): Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung. (= Soziologische Theorie). Wiesbaden.
- Hörning, Karl H./Reuter, Julia (2004): Doing culture. Kultur als Praxis. In: Hörning, Karl H./Reuter, Julia (Hg.): Doing culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. (= Sozialtheorie). Bielefeld, S. 9–15.
- Hoffmann, Ludger (2013): Deutsche Grammatik. Grundlagen für Lehrerausbildung, Schule, Deutsch als Zweitsprache und Deutsch als Fremdsprache. Berlin.
- Hrnčal, Christine/Gerwinski, Jan (2015): Bewertungstransformationen in der Anschlusskommunikation im Theater. In: Habscheid, Stephan (Hg.): Bewerten im Wandel. (= Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi) 177). Stuttgart, S. 46–65.
- Kammerer, Dietmar (2012): Vorwort. Vom Publicum. In: Kammerer, Dietmar (Hg.): Vom Publicum. Das Öffentliche in der Kunst. (= Image 19). Bielefeld, S. 7–11.
- Keller, Rudi (1974): Zum Begriff der Regel. In: Heringer, Hans Jürgen (Hg.): Seminar: Der Regelbegriff in der praktischen Semantik. (= Suhrkamp-Taschenbücher Wissenschaft 94). Frankfurt a.M., S. 10–24.
- Keller, Rudi (2008): Bewerten. In: Sprache und Literatur 102, S. 2–15.
- Kernbauer, Eva (2012): Das Publikum in der kunsttheoretischen Tradition: Wege zur Öffentlichkeit (und zurück). In: Kammerer, Dietmar (Hg.): Vom Publicum. Das Öffentliche in der Kunst. (= Image 19). Bielefeld, S. 49–71.
- Luhmann, Niklas (1995): Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt a.M.
- Marschall, Gottfried (2011): Judikative Adjektive im Spiegel von Qualifikation, Quantifikation und Prädikation. In: Schmale, Günter (Hg.): Das Adjektiv im heutigen Deutsch. Syntax, Semantik, Pragmatik. (= Eurogermanistik 29). Tübingen, S. 97–114.

- Müller, Marcus/Kluwe, Sandra (2012): *Kunstkommunikation und Identität*. In: Müller, Marcus/Kluwe, Sandra (Hg.): *Identitätswürfe in der Kunstkommunikation. Studien zur Praxis der sprachlichen und multimodalen Positionierung im Interaktionsraum „Kunst“*. (= Sprache und Wissen 10). Berlin/New York, S. 1–22.
- Pomerantz, Anita (1975): *Second assessments. A study of some feature of agreements/disagreements*. Irvine.
- Pomerantz, Anita (1984): *Agreeing and disagreeing with assessments: Some features of preferred/dispreferred turn shapes*. In: Atkinson, Maxwell/Heritage, John (Hg.): *Structures of social action: Studies in conversation analysis*. (= Studies in Emotion and Social Interaction). Cambridge, S. 57–101.
- Rolf, Eckard (1997): *Illokutionäre Kräfte. Grundbegriffe der Illokutionslogik*. Opladen.
- Roth, Kersten Sven (2015): *Diskursrealisationen. Grundlegung und methodischer Umriss einer pragmatisch-interaktionalen Diskurssemantik*. (= Philologische Studien und Quellen 247). Berlin.
- Schatzki, Theodore (2002): *The site of the social. A philosophical account of the constitution of social life and change*. University Park, PA.
- Schegloff, Emanuel A. (2012): *Interaktion: Infrastruktur für soziale Institutionen, natürliche ökologische Nische der Sprache und Arena, in der Kultur aufgeführt wird*. In: Ayaß/Meyer (Hg.), S. 245–268. [Originalausg. von 2006.]
- Schütz, Alfred (2010): *Das Problem der Rationalität in der Sozialwelt*. In: Schütz, Alfred: *Zur Methodologie der Sozialwissenschaften*. Hrsg. von Eberle, Thomas S./Dreher, Jochen/Sebald, Gerd. (= Alfred Schütz Werkausgabe 4). Konstanz, S. 203–233. [Originalausg. von 1943.]
- Schwanitz, Dietrich (1999): *Bildung. Alles, was man wissen muss*. Frankfurt a.M.
- Selting, Margret et al. (2009): *Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2)*. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10, S. 353–402.
- Schulz-Schaeffer, Ingo (2010): *Praxis, handlungstheoretisch betrachtet*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 39, S. 319–336.
- Scollon, Ron/Scollon, Suzie Wong (2003): *Discourses in place. Language in the material world*. London/New York.
- Sharrock, Wes (2012): *Regelfolgen: Alles oder nichts?* In: Ayaß/Meyer (Hg.), S. 59–70.
- Soeffner, Hans-Georg (2001): *Inszenierung im 20. Jahrhundert*. In: Fischer-Lichte, Erika (Hg.): *Theatralität und die Krisen der Repräsentation*. (= Germanistische Symposien-Berichtsbände 22). Stuttgart/Weimar, S. 165–176.
- Tomasello, Michael (2009): *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*. Frankfurt a.M. [Engl. Originalausg. Cambridge 2008.]
- Tomasello, Michael (2014): *Eine Naturgeschichte des menschlichen Denkens*. Berlin.

Anhang

Transkript: Foyer-Gespräch im Theater (Beginn)

001 Viktoria: so.
 002 Pause: (0.33)
 003 Viktoria: jetzt KOMM.
 004 Pause: (5.07)
 005 Donata: sollen wir noch mal RAUSgehn?
 006 Pause: (0.42)
 007 Donata: KOMM.
 008 Pause: (1.87)
 009 Viktoria: °hh OH mann- °hh
 010 Pause: (5.33)
 011 Viktoria: uah-
 012 Pause: (0.34)
 013 Donata: ich hätt ja gern noch
 014 EINzelapplaus.
 015 geHABT.
 016 Pause: (0.94)
 017 Donata: für diese einzelnen
 018 DARsteller?=da warn ja so_n
 019 paar wirklich S[(Uper)] ne?¹¹
 020 Viktoria: [ja_JA.]
 021 Pause: (2.54)
 022 Viktoria: aber weißte WAS.¹²
 023 das thema hat mich_n bisschen
 024 geLANGweilt.
 025 Pause: (0.59)
 026 Viktoria: °h also DIEse (.) diese (.)
 027 ähm- (.) ((schmatzt))
 028 Pause: (0.32)
 029 Viktoria: wo der eine <<len>ARZT> dann
 030 immer wieder anf[ing.]
 031 Donata: [WAS?]
 032 Viktoria: weißte der eine a (.) arzt mit
 033 seim monoLOG da.
 034 Pause: (0.29)
 035 Viktoria: °hh mhoh-
 036 Pause: (0.28)

11 Wertvolle Hinweise zur Korrektur dieser Stelle verdanke ich Christine Hrncał.

12 Für einen Hinweis auf die leicht fallende Intonation an dieser Stelle danke ich Christine Hrncał.

037 Viktoria: das fand ich_n bisschen
 038 LANGweilig.
 039 Pause: (1.08)
 040 Donata: ja aber so blaSIERT sind sie
 041 nun mal.
 042 Viktoria: ja <<lachend>wahrSCHEINlich.>
 043 Donata: ((lacht))
 044 Pause: (7.23)
 045 Viktoria: guck ich mir die SCH- (.) die
 046 PUPpen noch ma-
 047 Pause: (0.24)
 048 Viktoria: °h ich hab immer gedacht das
 049 wär auch_ne ECHte.
 050 Pause: (0.23)
 051 Viktoria: aber der IS-
 052 Pause: (0.87)
 053 Viktoria: is ne PUPpe s[iehst d]u?
 054 Donata: [JA.]
 055 Pause: (0.57)
 056 Donata: °h die die man von vorne sehen
 057 konnte da konnt man_s meist
 058 auch erKENnen.
 059 Aber-
 060 Pause: (1.57)
 061 Viktoria: also des war ja echt gut
 062 geMACHT ne?
 063 Pause: (0.31)
 064 Donata: °h ich (find_s/fand_s) schade
 065 dass nich en paar ÄLtere auch
 066 mitges[pielt habe]n.
 067 Viktoria: [ja_ja.]
 068 j[a.]
 069 Donata: [n]e?
 070 Viktoria: das ST[IMMT.]
 071 Donata: [dass das] nur (.)
 072 IRgendwie-
 073 Viktoria: ja.
 074 oder dass
 075 ₁[die was dazu ge!SA]GT!
 076 Donata: ₁[vier (.) fünf (.) JUNgen-]
 077 Victoria: ₂[(ham/hat).]
 078 Donata: ₂[ja_a.]
 079 Viktoria: °h geNAU.
 080 des war °hh alles SEHR-
 081 Pause: (0.21)
 082 Donata: sehr JUgend[lich.]
 083 Viktoria: [sehr]

084 jUgend[LAStig n]e?
 085 Donata: [((lacht))]
 086 Pause: (0.27)
 087 Viktoria: ((stöhnt))
 088 Pause: (0.34)
 089 Viktoria: das STIMMT.
 090 Pause: (1.06)
 091 Viktoria: °h (.) aber wahrSCHEINlich-
 092 Pause: (0.71)
 093 Viktoria: is das AUCH (.) ähm-
 094 Pause: (0.72)
 095 Viktoria: die ten!DENZ!.
 096 Pause: (0.91)
 097 Viktoria: dass es immer
 098 [mehr in die RICHTung]geht.
 099 Donata: [willst du was TRINKen?]
 100 Pause: (0.77)
 101 Viktoria: ja_a.
 102 Pause: (0.58)
 103 Donata: lass uns ma was TRINKen.
 104 Pause: (1.35)
 105 Viktoria: [ah jetzt GEB ich-]
 106 Donata: [oder es hätte nich zum THEma
 107 gepasst.
 108 wenn man da jemand ÄLteres mit
 109 falten [hinstellt.]
 110 Viktoria: [ja aber (wa)RU]M
 111 eigentlich nich?
 112 also es finde ICH- °h (.) des
 113 (.) kam eigentlich zu KURZ.
 114 Pause: (8.72)
 115 Viktoria: dass man DA ähm-
 116 Pause: (0.83)
 117 Viktoria: das hätte (.) des hätte noch
 118 so_ne ANdere-
 119 Pause: (0.94)
 120 Viktoria: ähm.
 121 Pause: (2.36)
 122 Viktoria: SICHTweise da auch mal
 123 gebraucht.=oder?
 124 Pause: (4.24)
 125 Viktoria: hh° (ah/aber weiße) was ich ja
 126 (.) interessant fand diese (.)
 127 äh GOLDenen !STRUMPF!hosen_ne?
 128 <<lachend>dies [das sah]TOLL
 129 Donata: [((lacht))]
 130 Victoria: aus> ((lacht)) °h gedacht.

131 °hh
 132 Donata: ja aber nich nur STRUMPFhosen-
 133 auch an den
 134 [ARmen.]
 135 Viktoria: [auch an den AR]men.
 136 ja_ja die hatte so_n
 137 GANZkörperanzug.
 138 Pause: (0.76)
 139 Viktoria: ich nehm jetzt en WEISSwein.
 140 Pause: (3.05)
 141 Donata: un wenn dann oben der ha (.)
 142 echte HALS rauskam sah der-
 143 Pause: (0.33)
 144 Donata: direkt HÄSSlich <<lachend>aus>.
 145 Viktoria: ja (.) STIMMT.
 146 Donata: ((lacht))
 147 Pause: (0.31)
 148 Viktoria: °hh
 149 Pause: (0.85)
 150 Viktoria: °h
 151 Pause: (3.12)
 152 Donata: willst du auch_n REbentau oder
 153 was an[dres?]
 154 Viktoria: [nee_ich trink] jetzt_n
 155 WEISSwein.
 156 Pause: (2.46)
 157 Viktoria: SO.
 158 Pause: (1.28)
 159 Viktoria: °hhh hh° wie FANDS du_s de:nn?
 160 Pause: (1.48)
 161 Donata: ich fand_s SE::HR-
 162 Pause: (0.68)
 163 Donata: KURZweilig.
 164 Pause: (0.2)
 165 Viktoria: unterHALTsam ja_a.
 166 Pause: (0.4)
 167 Viktoria: ah der ah der
 168 [MUsiker der hatte-]
 169 Donata: [mir sind so viele SACHen]
 170 wieder eingefallen.
 161 Pause: (0.21)
 172 Viktoria: wo [VON?]
 173 Donata: [ich erZÄHLS] dir gleich mal
 174 draußen.
 175 ich ähm (.) möcht jetzt erst mal
 176 was TRINKen.
 177 Viktoria: ja.

